


† Der Missionsbote

77. Jahrgang

Oktober 2009



„Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Johannes 3, 16

Erntedank

Vor über 200 Jahren dichtete Matthias Claudius ein Erntelied, das

auch heute noch gesungen wird. Der Refrain lautet:

„Alle gute Gabe kommt her von Gott dem Herrn; drum dankt ihm ...“

Kann man sich mit solch einer Aussage heute denn noch an die Öffentlichkeit wagen“? In unserer Zeit ist doch scheinbar alles machbar geworden. Modernste Technik und Agrarwissenschaft, sorgen für höchste Qualität und Quantität. Sollte die Ernte einmal schlecht ausfallen, dann sorgen weltweite Wirtschaftsbeziehungen dafür, dass wir keinen Mangel leiden. Ob Gottes Segen noch eine Rolle spielt, das ist vielen Leuten fragwürdig. Was man früher von Gott erwartete, das macht man heute selber. Die Wachstumsvorgänge sind erklärbar, und sie können fast beliebig aktiviert oder gehemmt werden. Für Gott bleibt da wenig Raum.

Hat das Erntedankfest denn da noch einen Sinn?

Es geht nicht nur um die Pflege einer bäuerlichen Tradition.

Erntedank will uns eine vernünftige Einstellung zu den Gaben vermitteln, die auf den Feldern und in den Gewächshäusern heranreifen und auch die Beziehung zum Schöpfer aller guten Gaben auffrischen. Es ist nämlich gar nicht wahr, dass alles machbar ist. Wir reden zwar von landwirtschaftlichen Produkten und von Erzeugern, aber im Grunde sind es Gaben, die Gott heranwachsen lässt. Wenn es auf dieser Erde noch genügend Genießbares zu ernten gibt, dann ist das der Treue und Liebe Gottes zu verdanken. Alle gute Gabe kommt her von Gott dem Herrn. Daran will uns das Erntedankfest erinnern. Wer sich lediglich mit den Gaben beschäftigt und nicht auf den Geber achtet, der verpasst die Hauptsache. Durch die Gaben will Gott uns deutlich machen, dass er uns liebt. Wenn man erklärt, dass die Gaben unsere Produkte sind, dann ist das verkehrt, und man verliert sie als Zeichen der Güte Gottes.

Wer ernsthaft nachdenkt, der begreift, dass es gar nicht so selbstverständlich ist, ausreichend Nahrungsmittel zur Verfügung zu haben. Täglich stirbt eine Anzahl von Zeitgenossen, weil ihnen das Nötigste zum Leben fehlt. Der Hungertod fordert nach wie vor erschreckend viele Opfer. Seit jeher haben sich die Christen am Erntedanktag auch an die Verantwortung für die Notleidenden erinnern lassen.

Natürlich haben wir auch unerfüllte Wünsche. Hier und da empfinden wir einen Mangel, aber im Grunde geht es uns doch recht gut. Vielen Menschen geht es schlechter als uns. Meist machen wir uns darüber keine Gedanken, denn wir haben uns an das Gute gewöhnt und halten es für normal. Wer jedoch begriffen hat, dass es gar nicht so selbstverständlich ist, genügend Nahrung zu haben, der wird dankbar. Dankbarkeit ist eine

gute Grundeinstellung für das Leben. Beim Danken wird uns bewusst, was wir alles empfangen haben.

Dankbarkeit vermittelt eine neue Sicht. Alltägliches bekommt einen neuen Glanz, und man lernt wieder das Staunen. Undankbarkeit macht das Leben kümmerlich. Unzufriedenheit breitet sich aus. Die Freude am Leben geht verloren. Soweit dürfen wir es nicht kommen lassen. Der einzige Ausweg aus dem Sog der Unzufriedenheit ist die Dankbarkeit. Gott ist auf unser Dankeschön nicht angewiesen, aber für uns selbst ist es wichtig.

Lasst uns deshalb ganz bewusst Erntedank feiern. Es klärt unsere Beziehung zu Gott, dem Geber aller guten Gaben. Es erinnert uns an die, die auf unsere Hilfe warten. Es hilft uns zu einer frohen Lebenseinstellung.

Hans Greiff

„Und die Raben brachten Brot und Fleisch“ 1. Könige 17, 6

Frau van Loon war eine arme Witwe. Sie hatte vier kleine

Kinder, deren ältestes, Richard, acht Jahre alt war.

Im Hause war Schmalhans manchmal Küchenmeister. Eines Abends klagten die Kinder, sie seien so hungrig. Die Mutter hatte nichts, um ihnen zu essen zu geben, und konnte nichts tun, als sich im Gebet an den Herrn des Himmels und der Erde wenden, den sie kannte und liebte, und von dem sie wusste, dass er mächtig war, ihr zu helfen.

„Mutter“, sagte der kleine Richard, als sie ihr Gebet beendet hatte, „steht nicht in der Bibel, dass Gott einem frommen Mann einmal Raben schickte, die ihm Brot brachten?“

„Ja, mein Kind, aber der Mann war ein großer Prophet, und es ist auch schon lange, lange her.“

„Nun“, meinte Richard, „kann Gott nicht auch heute noch Raben schicken? Ich will wenigstens die Tür aufmachen, damit sie hereinkönnen.“

Und mit einem Sprung war er an der Tür, die er weit öffnete, sodass das Lampenlicht auf den Bürgersteig draußen fiel.

Einen Augenblick später kam der Bürgermeister des Weges. Er blieb an der offenen Tür stehen und warf einen Blick in die Stube. Ihr sauberes Aussehen und die vier frischen Kinder zogen ihn so an, dass er sich entschloss, hier einen kurzen Besuch zu machen.

„Nun, liebe Frau“, begann er ein Gespräch, „was bedeutet es denn, dass Ihre Tür so spät abends offen steht?“

Frau van Loon, ein wenig erschrocken über das plötzliche Erscheinen eines so vornehmen Herrn in ihrer ärmlichen Wohnung, nahm ihrem kleinen Richard die Kappe ab und sagte, indem sie ihm mit der Hand durchs Haar

strich: „Das hat mein kleiner Richard getan, damit die Raben hereinkommen und uns Brot bringen könnten.“

Der Bürgermeister war gerade von Kopf bis zu den Füßen in Schwarz gekleidet.

„Wirklich?“ sagte er, lachend. „Nun, Richard hat recht gehabt. Hier steht ja ein Rabe, und zwar ein recht grosser. Komm mit mir, mein Junge! Ich will dir zeigen, wo Brot zu haben ist.“

Er nahm den Knaben an die Hand, brachte ihn mit in sein Haus und ließ ihm hier einen Korb mit allerlei Lebensmitteln füllen und geben. Das war eine Überraschung! Die Mütze aufgesetzt, danke gesagt und dann hinaus war das Werk eines Augenblicks. Pfeilschnell war Richard mit all den Herrlichkeiten wieder bei seinen kleinen Geschwistern, die beim Erblicken der leckeren Sachen vor Freude durchs Zimmer sprangen und in die Hände klatschten. Als sie ihre Mahlzeit gehalten hatten, stellte sich Richard in die offene Tür, nahm seine Kappe ab, sah gen Himmel und sagte:

„Ich danke Dir, lieber Heiland!“ Darauf trat er ins Zimmer zurück und machte die Tür zu.

Wollen wir alle nicht von Herzen in die Worte einstimmen, die nach Psalm 136 gedichtet sind:

*„Bringt dem Gott des Himmels Dank, schweige nie, mein Lobgesang!
Seine Güt' ermüdet nie, ewig, ewig währet sie!“*

Lass los!

Frau Emmi kramte in Kästen und Schubladen herum. Der Frauenverein hatte um Spenden, hauptsächlich um getragene Kinderkleider und Wäsche sowie um Spielsachen gebeten. Sie wollte auch gerne geben, gewiss, sie war doch nicht hartherzig, nur dass es ihr so schwer fiel, sich von etwas zu trennen. Da war ein großer Kasten Kinderkleidchen und Wäsche von ihren beiden Kindern. Alles schon längst zu klein gewordene Sachen, die Frau Emmi sorglich aufbewahrt hatte. Da waren säuberlich gewaschne und gebügelte Hemdchen verschiedener Jahre, alle noch tadellos, Tragekleidchen und Höschen, Spielanzüge von ihrem Buben und Kleider und Schürzchen von ihrem Töchterchen, sowie noch vieles andere. Ja, da könnte wohl manchem armen Kinde geholfen und den Eltern in der wirtschaftlichen Notlage Erleichterung geschafft werden. Aber merkwürdig, wie Frau Emmi jetzt all die Sachen durchsah, die sie selbst fast alle mit liebevoller Hand gearbeitet hatte, kam es ihr hart vor, dass sie sich davon trennen sollte.

Hier das blaue Kleidchen mit der hübschen Stickerei, die sie mit Eifer und Freude angefertigt hatte, das gestrickte Röckchen, das sie voll Seligkeit in Erwartung ihres ersten Kindes entstehen ließ. Das Jäckchen mit dem Mütz-

chen, von der Großmutter fürs Enkelkind gehäkelt, und das kunter-bunte Kittelchen, in dem ihr Lenchen so niedlich aussah. - Zögernd legte sie Stück für Stück wieder in die Truhe: Nein, die Sachen könnte sie nicht geben, weil ihr Herz daran hing. Wer weiß, ob die fremden Leute diese Sachen so halten würden, wie sie es getan. Vielleicht würden sie einfach heruntergerissen und dann in die Lumpen geworfen! Der Gedanke daran tat Frau Emmi direkt weh, nein, die Sachen werden nicht verschenkt. Sie wollte etwas anderes geben: Mehl, Reis, Butter usw., das würden die notleidenden Frauen auch brauchen können. Entschlossen klappte sie den Deckel zu und ging zurück ins Wohnzimmer, eine unterbrochene Näharbeit wieder aufnehmend.

„Nun, Emmi, hast du schon Auslese gehalten? Ich meine, es muss ein großes Paket zusammenkommen, sagte da Frau Emmis Schwiegermutter, die bei ihnen wohnte.

„Ach, weißt du, Mutter“, erwiderte Frau Emmi, „von den Kindersachen gebe ich nichts. Es ist mir, da so vieles durch den Sinn gegangen“, und die junge Frau erzählte der Schwiegermutter, welche Gedanken ihr dabei gekommen waren. Sie war des Beifalls der Schwiegermutter gewiss, liebte doch die Kinder besonders zärtlich. Daher war sie erstaunt, als die alte Frau anderer Meinung war: „Meinst du, Emmi, dass unser Herrgott sich damit zufriedengibt? Sollen wir uns nicht dazu erziehen, Opfer zu bringen, das zu geben, was uns lieb ist? Reis und Mehl kannst du schenken, ohne ein Opfer zu bringen. Dein Mann hat noch Verdienst, und einige Mark zum Spenden, die kannst du schon einmal entbehren. Aber gerade die Kleider und Wäsche, die einer kinderreichen Familie vielleicht auch rein praktisch eine größere Hilfe sind als einige Pfund Gries und Zucker, die willst du behalten? Dein Herz hängt an diesen Dingen, darum kannst du sie nicht loslassen. Das Leben fordert Taten und keine Träume! Sollen die vielen warmen und nützlichen Dinge in deinem Kasten liegen als totes Kapital, während manche Mutter nicht weiß, wie sie ihr Kindlein kleiden soll? Es ist wohl menschlich begreiflich, dass man an Erinnerungen und Andenken hängt, aber ein Gotteskind. muss in solchen Fällen sagen können: Lass los! - Ich kann dich natürlich nicht dazu zwingen, aber ebensowenig darf ich dir meine Meinung vorenthalten. Wie du dich nun entschließen willst, bleibt deinem Gewissen überlassen.“

Die junge Frau hatte längst die fleißigen Hände in den Schoß sinken lassen, und jetzt sagte sie zögernd: „Hm, also so siehst du's an?“ Und eine Weile darauf: „Aber recht hast du doch, Mutter! Ich hätte jetzt gar keine rechte Freude mehr an den Sachen, wenn ich sie doch behalten wollte. Und dann ist's doch wohl nur ein kleines Opfer, wenn ich denke, wie gesund und fröhlich unsere Kinder gedeihen. Jetzt will ich gleich noch einmal



nachsehen, und jetzt, Mutter, sollst du zufrieden sein.“

Ein herzlicher, mütterlicher Händedruck, und Frau Emmi ging abermals zu ihren Kindersachen, legte Stück auf Stück heraus und sagte jedesmal im stillen: Lass los!“

Dafür danken?

Diese Frage ist schon von vielen Menschen in allen erdenklichen Situationen gestellt worden. Der Apostel Paulus erinnert uns in seinem Brief an die Epheser an eine Dankbarkeit zu allen Zeiten und in allen Lagen des Lebens. Er schreibt: „... und sagt Gott dem Vater allezeit Dank für alles in dem Namen unseres Herrn Jesus Christus“ (Eph. 5, 20).

Mit diesem Wort werden wir an den Stand wahrer Nachfolger des Herrn Jesus erinnert. Menschen, die in Welt und Sünde sind, finden die Anwendung dieses Wortes in ihrem Leben sinnlos. Und wie stehen wir dazu?

Mach es dir einmal zur Aufgabe dieses Wort einen ganzen Tag hindurch zu praktizieren. Du wirst dich wahrscheinlich dabei ertappen zu fragen: „Und dafür danken?“

In einem kleinen Emmentaler Bauerndorf wohnte das fromme Ehepaar Schüpbach. Durch das stille und bescheidene Wesen hatte es sich die Achtung der Dorfbewohner erworben. Ihre Freundlichkeit und Dankbarkeit wurde von einigen Burschen in einer stürmischen Nacht erprobt. In dieser Nacht schlief Fritz Schüpbach unruhig. Der wilde Wind rüttelte an den Fensterläden. Darunter mischten sich seltsame Geräusche, die vom Dach kamen. Er setzte sich auf und lauschte angestrengt. Es war schon besser, er ging einmal nachsehen. Leise, um seine Frau nicht zu wecken, zog er seinen Hausrock an und schlüpfte in die Pantoffel. Er tastete sich zur Tür, ging dann leise durch die Küche und zog den Riegel an der Haustür zurück. Vorsichtig schaute er in die Nacht hinaus.

Da fiel neben ihm ein Bündel Stroh zur Erde, noch eins! Und als er aufsah, erkannte er im Mondenschein einige Gestalten, die in großer Eile sein Dach abdeckten. Eine Weile stand er wie erstarrt. Er rieb sich die Augen, um sich zu überzeugen, dass er wirklich wach sei. Sein Strohdach, das er vor kurzem noch so sorgfältig hatte flicken lassen, wurde mutwillig zerstört! Sein Herz geriet in große Aufwallung, Doch es beruhigte sich wieder. Es musste etwas zu bedeuten haben, dass diese Männer,

*„Der Missionsbote“,
ein christliches Blatt, das monatlich im
Interesse der Deutsch-Kanadischen Mission
herausgegeben wird.*

*Zeugnisse, Berichte und kurze Artikel
bitte an den Editor senden:*

*Harry Semenjuk
10024-84 Ave.*

*Edmonton, AB T6E 2G5 Canada
Tel.: (780) 439-3514; Fax: (780) 433-1396
Email: hsemenjuk@thechurchofgod.cc
www.gemeindegottes.org*

*„Der Missionsbote“ is published monthly by
The Canadian Mission Board of the German
Church of God.*

*Printed by Christian Unity Press,
York, Nebraska 68467 U.S.A.*

denen er nichts getan hatte, gekommen waren, um ihm Schaden zuzufügen. Wollten sie am Ende die Echtheit seines Glaubens prüfen?

Ohne die nächtlichen Besucher zu stören, trat Fritz Schüpbach leise wieder in das Haus zurück und zog die Tür hinter sich zu. „Hilf du mir, Herr, dass ich das Rechte tun kann“, betete er still nach einer Weile. Und dann kam ihm auf einmal ein Gedanke, der ihn wieder jung und fröhlich machte.

Er trat rasch ans Bett seiner Frau. „Steh auf, Mutter, es sind Arbeiter zu uns gekommen, die eine gute Mahlzeit verdient haben.“ Er erzählte ihr von seinen Beobachtungen und teilte ihr auch seinen Plan mit. Nun wurde in der Küche so emsig geschafft wie oben auf dem Dach. In kurzer Zeit lud ein reich gedeckter Tisch zu einem reichen Mahl ein.

Nun trat Fritz Schüpbach noch einmal vors Haus. Er rief den Burschen auf dem Dach zu: „Ihr dort oben, ihr habt nun lange und schwer gearbeitet und seid sicher sehr hungrig. Kommt nur herein, das Frühstück steht schon auf dem Tisch.“ Er passte auf, dass keiner der Burschen sich heimlich aus dem Staube machte. Einer nach dem andern traten sie in die freundlich erleuchtete Stube. Mit hochroten Köpfen ließen sie sich auf die wiederholte Einladung hin am Tisch nieder. Verlegen starrten sie auf ihre Teller. Da faltete der Hausvater seine Hände. Mit großer Wärme betete er für seine jungen Gäste, dann auch für sich und sein Haus, und dankte zum Schluss für die gute Mahlzeit, die vor ihnen stand. Seine Frau reichte Brot, Butter und Käse herum. Die Burschen füllten ihre Teller, brachten aber keinen Bissen hinunter.

Plötzlich stieß einer von ihnen den Stuhl zurück und stürzte nach draußen. Die anderen folgten. Wieder hörte man ihre Fußtritte auf dem Dach. Fritz, sah seine Frau an. „Sie wollen es wieder gut machen“, sagte er froh.

Diese seltsame Dankbarkeit stimmte jene jungen Männer völlig um.

Es ist also möglich mit der Hilfe Gottes in allen Dingen und allezeit dankbar zu sein. Danken macht uns und andere froh. Das ist eine wichtige Tätigkeit die für unsere so schnelllebige und verworrene Zeit heilsam ist. Und wofür hast du zu danken?

A. Brix

Dankbarkeit

Dankbarkeit ist demütig genug,
sich etwas schenken zu lassen.
Der Stolze nimmt nur,
was ihm zukommt.

Er weigert sich,
ein Geschenk zu empfangen.
Dem Dankbaren wird alles zum Geschenk,
weil er weiß,
dass es für ihn überhaupt kein verdientes Gut gibt.

Dietrich Bonhoeffer

Wie man dankbarer wird

„Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat“ (Psalm 103, 2).

Haben Sie es auch schon gehört an Straßenecken oder bei Familienfeiern? Klagen, Murren, Lamentieren! Unzufriedenheit allenthalben! Mit allem, bei allem und vor allem. Nun ist Zufriedenheit beispielsweise in Deutschland, wo die Schere zwischen Arm und Reich immer weiter auseinanderklafft und auch die eingeläuteten politischen Reformen keine spürbare Entspannung schaffen, nicht einfach zu definieren. Der eine ist zufrieden, wenn er Arbeit gefunden hat, um für seine Familie sorgen zu können. Ein anderer erst dann, wenn er ganz oben auf der Karriereleiter steht. Wenn er dann auch nur eine Stufe „runterfällt“, ist er unzufrieden, obwohl es ihm materiell besser geht als vielen anderen. Wann wird ein Mensch zufrieden? Wohl erst dann, wenn er erkennt, dass nicht in erster Linie er der Macher ist. Wenn er einsieht, dass alles Entscheidende nicht in seiner, sondern in Gottes Macht liegt. Ich ertappe mich manchmal selbst dabei, unzufrieden zu sein. Und was tue ich dagegen? Ich „buchstabiere“ durch, was Gott mir in meinen 46 Jahren getan hat: Er hat mich als einzigartigen Menschen geschaffen; mir ein behütetes christliches Elternhaus geschenkt; eine liebe Frau an meiner Seite und vier gesunde Kinder. Er zeigte mir zur rechten Zeit den rechten Platz im Beruf. Er schenkte täglich Nahrung, Kleidung und manches obendrein. Und noch viel mehr: Gott hat uns in der ehemaligen DDR in wunderbarer Weise herausgeführt aus einem christusfeindlichen Staatsregime, das ohne Gott und Sonnenschein (so die SEDParole) die Ernte einbringen wollte.

Wer denkt, dankt

„Danken“ kommt von „denken“: Je mehr ich über mein Leben nachdenke, um so mehr sehe ich die positiven Seiten. Vielleicht sind sogar die Menschen am zufriedensten, die am schwersten zu tragen haben. Denn sie wissen am ehesten, dass sie ganz auf Gott angewiesen sind. „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat!“ Also: Tun wir es, und wir werden dankbarer.

(Quelle: ideaSpektrum, mit Abdruckerlaubnis)